P.o.germ.
1569
e

P. o. germ.
1569 e

Weitling

<36606869720019

<36606869720019

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 1569 e
20078. 27140.

Kerkerpoesien.

Von

W. Weitling.

Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe.

1844.

B 10724

Remot.
402

Weitling

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Weitling's

Kerkerpoesien.

Bei Hoffmann und Campe ist ferner erschienen:

Bärmann, G. N., dat grote Höög- und Häwel-Book. Dat sünd Dichtels, Rymels un Burenspillen in hamborger plattdüüdscher Mundart	1 Thl.	12 gr.
Bernstein, Dr., Sehnsuchtsklänge eines wandernden Hagestolzen	1 »	— »
Brunow, J., der Völkerfrühling und seine Verkünder. Frühlingsgabe an Deutschlands Redner	— »	9 »
Buchner, K., Friedrich Stapß. In 5 Gesängen	— »	12 »
Bürger, Isidor, Helgoland. Lieder aus der Nordsee	— »	8 »
Crusius, G. F. Ed., der Besuch im Hainthal. Ein Idyll ... geb.	1 »	— »
Forsch, H., Studentenbilder, oder Deutschlands Arminen und Germanen i. d. J. 1830—33	1 »	12 »
Gelbcke, F. A., Octavianus Magnus. Ein satyrisches Gedicht in 4 Gesängen. Mit Kpfrn.	— »	12 »
Hebbel, Friedr., Gedichte	1 »	12 »
— — Genoveva, eine Tragödie in 5 Akten	1 »	— »
— — Judith, eine Tragödie in 5 Akten.	1 »	— »
— — Maria Magdalene, ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Akten	1 »	— »
Heine, Heinr., Buch der Lieder. 5te Aufl.	1 »	12 »
— — Neue Gedichte	1 »	12 »
— — Reisebilder. 4 Bde. 3te Aufl.	7 »	— »
— — Der Salon. 4 Bde.	6 »	22 »
Hoffmann v. Fallersleben, unpolit. Lieder. 2 Bde.	2 »	— »
— — das Lied der Deutschen.	— »	2 »
— — das Schillerfest zu Breslau	— »	4 »
Lieder eines cosmopolit. Nachtwächters. I. 2e Aufl.	1 »	— »
Lieder, Schleswig-Holsteinische. Von einem Schleswig-Holsteiner	— »	6 »
Maltitz, G. A., v., Polonia. Ein Gedicht.	— »	6 »
— — Pfefferkörner, im Geschmacke der Zeit. 4 Hefte	2 »	16 »
Ortlepp, E., Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen, oder Stimmen der Gegenwart. Ein Kranz politischer Gedichte	— »	8 »
Polenlieder. Ein Todtenopfer	— »	6 »
Reich, das tausendjährige. Gedicht zur Augustfeier 1843	— »	4 »
Sang, der, des fremden Sängers. Eine Phantasie	— »	6 »
Sloman, E., Dichtungen	1 »	— »

Kerkerpoesien.

Von

W. Weitling.

Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Vorwort.

Lieber Leser!

Hiermit erhältst Du wieder ein Lebenszeichen von mir, einige von mir im Gefängniß gemachte Gedichte, aus deren Inhalt Du Dir einen Begriff meiner Gemüthsstimmungen in meiner damaligen Lage als Gefangener machen kannst.

Ich machte diese Gedichte theils um mich zu trösten und aufzuheitern, theils nur um mich zu beschäftigen. Ersterer Beweggrund schuf besonders die Gedichte: „Verzage nicht!“ „Hoffnung!“ „Wunden und Balsam!“ welches bei Beurtheilung der-

selben nicht übersehen werden darf. In letzterwähntem Gedicht, wie in: „das verplauschte Böcklein“ sprechen sich Befürchtungen aus, die sich später nicht verwirklicht haben und die ich, wie einige andere Stellen, jetzt abändern würde, wenn ich damit nicht ein treues Bild meiner damaligen innern Gefühle geben wollte. Es ist hier nicht am Platz, Dir einen vollkommenen Begriff meiner Lage als Gefangener zu machen, diese Aufgabe werde ich wohl später ausführlicher lösen, indeß halte ich doch folgende kurze Darstellung in diesem Vorwort noch für nothwendig:

Denke Dir einen Mann, der im Strudel seltener Schicksale immer wie Andere die Verbesserung seiner Lebenslage im Auge hatte, aber zu dem Schluß kam, daß dieselbe ohne die Verbesserung der Lebenslage aller Uebrigen nicht dauerhaft möglich sei; der, nachdem er sich durch eigene Studien von der Möglichkeit eines solchen Zustandes überzeugt hatte, sich ohne

die Hoffnung der Verwirklichung desselben und ohne thätige Mitwirkung für die Erreichung eines solchen Zustandes nicht glücklich fühlen konnte.

Denke Dir diesen Mann von einigen seiner Freunde falsch beurtheilt und somit in die Nothwendigkeit versetzt, diesen seine Aufopferung und Uneigennützigkeit durch Nichtachtung der Gefahren auf's Neue zu beweisen.

Denke Dir denselben in der Gewalt seiner bittersten Feinde, ein Opfer seiner Ueberzeugung, in die Unmöglichkeit versetzt, den über ihn und sein Wirken ausgesprengten Verläumdungen, Lügen, Intriguen und Irrthümern kräftig zu begegnen; denke ihn Dir mit dem Bewußtsein, einen wichtigen, die Erkenntniß der Wahrheit bezweckenden Gedanken, zum Wohle der Menschheit noch veröffentlichen zu müssen, und in halber Verzweiflung befürchtend, daß ihn dazu von seinen Feinden nun jede Gelegenheit abgeschnitten werden würde.

Denke Dir denselben in dem Glauben nach dem Maßstabe des züricher Rechts(?)-Verfahrens in Preußen, seinem Vaterlande, auf den Inhalt seiner Schriften hin, eine nochmalige Untersuchung, so geist- und lebentödtend wie die frühere, bestehen zu müssen, und mit der Ueberzeugung, daß dadurch seine moralische und physische Kraft zu Grunde gehe; denke Dir dies Bild mit allen erdenkbaren, raffinirten geistigen Martern schattirt, so wirst Du Dir das Bedürfniß erklären, das mich treibt, jetzt wieder anstatt zur Nadel und Scheere, zur Feder zu greifen.

Es war nicht Widerwille gegen mein Handwerk, was mich veranlaßte, schriftstellerische Versuche zu machen, es war weder Ehrgeiz noch persönliches Interesse. Nein, das war es nicht! — Ich fand in der Literatur eine ungeheure Lücke noch nicht ausgefüllt, hielt die Ausfüllung derselben für das dem Wohle der Gesellschaft Allernothwendigste, und machte mich nur an die Arbeit, weil ich sah, daß sie, so

viel mir bekannt war, kein anderer deutscher Schriftsteller unternahm. Diese Thatsache steht unwiderlegbar fest, eben so meine Ueberzeugung, daß durch die Eigenheiten des Schneiderhandwerks meine Studien in dem Fache der Literatur, welches ich bearbeite, möglicher waren als in vielen andern Geschäftsfächern. Ich glaube, ich mußte ein Handwerker sein, um für meine Prinzipien ein Schriftsteller zu werden; auf Universitäten wäre ich dies schwerlich geworden.

Wenn ich nun jetzt wieder schriftstellere, so hänge ich die Schneiderei darum nicht an den Nagel, sondern an den Brodkorb, damit die undankbare Literatur mir in meinem Fache denselben nicht noch höher hängen kann.

Ob ich in meinem Wirken vom Ehrgeiz geleitet werde oder nicht, darüber will ich Andern das Urtheil ohne Opposition überlassen, um so mehr, als jenes Wort in seiner Bedeutung meist falsch angewandt wird.

Ehrgeizig ist nach meinen Begriffen der, welcher Andern je nach verschiedenen Beweggründen nicht gern Ehre erweis't; wer gerne in Allem seine eigene, ausschließliche Ehre sucht, den nenne ich ehrsüchtig, und ehrlich den, welcher in seiner Lebensweise nicht gegen die Begriffe verstößt, welche sich Andre von der Ehre machen. Daß ich in meinem Wirken nicht ausschließlich vom persönlichen Interesse geleitet werde, darüber wird wohl unter Freunden und Feinden nur eine Meinung sein. Ich schreibe nicht ausschließlich um zu leben, sondern lebe um zu schreiben und somit durch Verbreitung meiner Schriften der Gesellschaft zu nützen.

Vorliegendes Heft halte ich aber nur in so fern nützlich für die Lehre, als es mir möglichen Falls die Mittel verschafft, andere wichtigere Arbeiten zu unternehmen; ich suche also Geld!

Geld ist in unserer heutigen gesellschaftlichen Ordnung der Hebel, welcher dieselbe in Bewegung setzt, deshalb darf es nicht verwundern, daß auch

der Kommunist, welcher auf die Abschaffung des Geldes hinarbeitet, nach Geld schreit, und dadurch gleichsam beweis't, daß für ihn das erstere ohne das letztere nicht möglich ist.

Das Geld, als etwas Unpoetisches, soll in diesem Vorwort nur dazu dienen, das Urtheil des Lesers zwischen dem Titel dieses Heftes und den nachfolgenden Versen, die ich „Poesien" nenne, in der richtigen Mitte zu halten.

Nach meinen Begriffen sind Poesien angenehme, oft täuschende Bilder im fließenden Redestyl, wohllautend zusammengesetzt; es sind Bilder, welche der innere, geistige Mensch sich macht, um durch ihre Betrachtung die unangenehmen Eindrücke der Wirklichkeit zu mildern und zu verwischen, oder den angenehmen eine längere Dauer und mehr Genuß abzugewinnen, folglich kann die Poesie besonders auf das Loos eines Gefangenen einen sehr wohlthätigen Einfluß üben; damit sie dies aber kann, muß sie den

verschiedenen Lebenslagen und Gemüthsstimmungen angepaßt werden.

Falls nun nach dem Urtheile der Leser einige der nachfolgenden Gedichte diesem entsprechen, so wäre dadurch auch zugleich der allgemeine Nutzen derselben bewiesen, was meine Gewissensscrupel in Betreff des Brodkorbes bedeutend vermindern würde.

W. Weitling.

I.

Der Morgen.

(März 1844.)

Horch! es schlägt die Uhr vom nahen Thurm
Jetzt die Stunde. Eins! zwei! drei! — ich höre
Weiter nichts. Es heult ein wilder Sturm.
Alles ist noch mäuschenstill. — Ich kehre
Mich noch einmal auf die Seite um. —
Einen neuen Tag bringt zwar der Morgen,
Doch der neue Tag die alten Sorgen;
Träumend geht indeß die Nacht herum.

Aber sieh! im Dämmerscheine bricht
Durch des Fenstergitters breite Latten
An den Wänden sich ein fahles Licht,
Würfelartig mit des Gitters Schatten;
Sollte das die Morgendämmrung sein?
Nein! es ist ein Strahl vom Mondenlicht,
Das jetzt durch die letzten Wolken bricht;
Doch mich dünkt es wie ein Morgenschein.

Bleicher scheint der Mond, es schweigt der Sturm;
In den stillen Zellen regt sich's wieder,
Und der Wächter schickt vom nahen Thurm
Läutend seinen guten Morgen nieder;
Kündend, daß das Träumen nun vorbei,
Daß die Freiheit nur ein Traum gewesen,
Nur ein Wahn, von dem wir früh genesen,
Daß der Kerker eine Wahrheit sei.

Trüber, nebelgrauer Dämmerschein
Wie bei Nacht ein See in weiter Ferne
Anzusehn, hüllt jetzt die Zelle ein.
Nun erbleichen, glaub' ich, auch die Sterne;
Ja! denn einer rothen Wolke Schein
Wirft jetzt an die Wände meiner Zelle
Eine matte rosig-graue Helle.
Das mag wohl ein schöner Morgen sein! —

Röthe Morgen, draußen mir die Flur,
Oder färbe meine dunkle Zelle,
Mir ist's gleich; zur Geistesfreiheit nur
Sehn ich mich hinaus in deine Helle.
Unterm Himmel wird die Flur nur grün,
Wo die Flur der Himmel hat begossen.
Wenig Thränen hab' ich hier vergossen,
Wenn mir nun auch wenig Fluren blühn.

Schöner Morgen, mir ein schöner Traum!
Schöner Abend, mir ein süßes Hoffen!
Meiner Hoffnung Lebensblüthenbaum
Hat des Schicksals Blitz noch nicht getroffen;
Seine Wurzel greift ins Leben ein:
Darum hoff ich, daß auf dieser Erde
Noch für mich ein Morgen dämmern werde,
Das wird meiner Freiheit Morgen sein! —

II.

Acht und vierzig Stunden im Dunkeln.

(Ende Januar 1844.)

Da steh' ich wieder in dem finstern Loch
Und stoße an die unsichtbaren Wände
Bald mit der Nase, bald mir Fuß und Hände. —
Gott Lob! nun kenn ich diese Strafe doch!
Sieht man dort oben in der dunk'len Zelle
Den Herren draußen immer noch zu helle,
So wird man hier auf Tage oder Stunden
An diese schwarze Finsterniß gebunden.

Ihr blinden Blindenleiter! es ward Licht
Einst ohne Richter, Polizei und Pfaffen.
Die Übel, die ein blinder Geist geschaffen,
Die heilet man durch Augenblindheit nicht.
Mit Blindheit ist das arme Volk geschlagen,
Drum sieht es nicht, weß Bürden es muß tragen,
Doch die es sehn, läßt man nach falschem Richten
Durch Blindheit, Frost und Hunger hier vernichten.

Ihr gebt uns täglich nur ein halb' Pfund Brod.
Im Dunkeln weiter nichts; so aufgerieben
Durch Hunger, zur Verzweiflung fast getrieben,
Fand oder gab sich Mancher hier den Tod. —
Wem nur des Hauses schmale Kost gewähret,
Deß Körperkraft wird früher auch verzehret,
Am früheſten dahier in dieſen Mauern,
Wo Tod und Krankheit auf den Schwachen lauern.

Mit der Bewegung geht es herzlich schlecht,
Man taumelt hin und her auf Krug und Scherben,
Und könnte schier vor langer Weile sterben:
Denn stehn und sitzen kann man auch nicht recht.
Das Liegen auf dem Boden ist noch schlimmer,
Und liegen kann man wahrlich doch nicht immer:
Man muß ja ohnehin auf harten Weiden,
Die Nacht hindurch hier Schlaf und Ruhe meiden. —

Es müssen Kranke in der Nähe seyn;
Man hört sonst nichts als husten durch die Wände:
Das ist der armen Sünder traurig Ende
Nach einem Leben voller Schmerz und Pein.
Doch Jene, die von Andrer Arbeit prassen,
Die stehlen, doch sich nicht erwischen lassen,
Die mit Betrug Gesetz und Recht umgehen,
Sieht man oft hoch in Rang und Würden stehen.

Schon sechs und dreißig Stunden zugebracht!
Von Hunger weiß ich noch nicht viel zu sagen,
Doch fängt der Puls an heftiger zu schlagen,
Und länger wird mir diese zweite Nacht.
Als Knabe konnte ich noch Geister sehen,
Säh' ich nur jetzt hier einen vor mir stehen,
Von Einem, der in's Dunkle einst gekommen,
Und aus Verzweiflung drin das Leben sich genommen.

Ein Flämmchen schlug jetzt über mir empor,
Von meinem Kopfe bis hinauf zur Decke.
Jetzt wieder, da den Kopf ich darnach strecke:
Das ist gewiß das Gas im Feuerrohr.
Doch nein! dann hätt' es einen Schein gegeben.
So täuscht der Mensch sich oft in diesem Leben:
Ich blickte scharf, damit ich etwas sähe,
Und dabei stieg das Blut mir in die Höhe. —

Was hör ich? Eine Stimme auf dem Gang,
Sie kommt von einer offnen Zellenthüre.
Das ist der Pfaffe, so viel ich hier spüre.
Dort liegt vielleicht ein Sünder sterbend krank
Auf seinem Bette in den letzten Zügen,
Den will der Pfaffe noch ein mal belügen;
Zur guten Letzt ihm für das and're Leben
Noch eine Lüge auf die Reise geben.

Man hört ihn laut; doch aber scheint mir nicht
Daß er am Bette drinnen in der Zelle,
Sondern von draußen von der Thüre Schwelle
Das Wort des Trostes zu dem Kranken spricht.
Jetzt hat er ihn in Gottes Hand empfohlen,
Doch so geschwind als stände er auf Kohlen.
Was kann man auch für fünf und sechszig Batzen
Des Tages viel mit einem Kranken schwatzen!

Ein alter Zellenbruder sagte mir:
Daß die, mit welchen es wird streng genommen,
Acht Tage lang in solche Löcher kommen;
Ja, vierzehn Tage war schon Einer hier:
Daß wer in Wort und That sich grob vergangen,
Dem legt man an die Arme schwere Stangen
Von Eisen, die oft dreißig Pfunde wiegen;
Mit diesen muß er an der Kette liegen.

Er sagte, daß fünf Tage lang gestrippt
Schon Mancher lag an Füßen und an Händen,
Und konnte weder Glied noch Hose wenden. —
Das ist die Nächstenliebe, die man übt!
Wer mit den Brüdern gleichen Theil will haben
Und gleiches Recht, den läßt man hier begraben,
Und läßt ihn durch Direktor, Wärter, Pfaffen
So bald als möglich in den Himmel schaffen.

11

Es schafft der Mensch sich selbst die größte Pein;
Gerechtigkeit muß er an Feinden üben,
Und dennoch soll der Christ die Feinde lieben,
Nicht Richter, nicht Verfolger sein. —
Was ist Gerechtigkeit? Es sind Sentenzen,
Sind Phrasen, die von fern wie Wahrheit glänzen.
Doch würde uns Pilatus heute fragen
Was Wahrheit sey, was würden wir ihm sagen? —

III.

Der Kirchengang am Weihnachtsfeste.

(Ein Traum in der Mitte Juli's.)

(Ende Dez. 1843.)

Es war in einer rabenschwarzen Nacht;
Die Häuser waren alle zugemacht;
Die Straßen alle öde, still und leer;
Kein Lampenschein drang durch die Fenster mehr
Und finster war es wie in einem Schacht.
Die Finsterniß kam mir so schaurig vor;

Kein Glockenschlag schlug an mein lauschend Ohr,
Kein Fußtritt hallte in der weiten Ferne,
Erloschen waren Lichter, Mond und Sterne.
Kein Wächter rief vom Thurm und keine Wach' am Thor,
Als ob die ganze Stadt für mich gestorben wär',
Als hätte ich darin gar nichts zu suchen mehr.
Es kam mir vor, als sei ich hier zuletzt
In eine große Todtenstadt versetzt,
Deren Bewohner mir einst wohl bekannt. —
Da griff mich's plötzlich bei der rechten Hand,
„Halt Freund!" so rief's, „und saget mir
In welcher Straße sind wir hier?"
Ich glaub' in der zum „heilgen Geist" genannt,
Erwiedert ich „dann können wir nicht fehlen;"
Fuhr jener fort: „ich will's euch nicht verhehlen,
Ich war seit lange nicht mehr hier.
(Ich war bewegt.) „Doch warum wandelt ihr
In finstrer Nacht so ganz alleine hier?
Was treibt euch, diesen nächt'gen Gang zu wagen?"

Das, sprach ich, will ich euch wohl sagen:
Christtag ist heute, und wie ich vernommen,
Will Mancher heute früh zur Kirche kommen.
Dies Evangelium dahier in meiner Hand,
(Ihr seht es nicht, doch ist's euch wohl bekannt,
Wenn ihr bisher der Wahrheit Freund gewesen,)
Das will der Priester am Altare lesen,
Beim Kerzenglanz geschmückter Weinachtsbäume,
Drum eil ich so, damit ich's nicht versäume. —
Jetzt regten sich zu uns'rer linken Hand
Auf einmal ein'ge dunkele Gestalten,
Die zu dem Thore einer Kirche walten;
Es war zu der zum heil'gen Geist genannt —
Die Thüre war noch zu, die Kirche war noch dunkel,
Kein Schein erhellte sie, kein Licht, kein Sternenfunkel.
Ein leises Pochen schlug jetzt an mein Ohr,
Die Leute waren's an dem Kirchenthor.
„Laßt uns hier nicht die schöne Zeit verlieren!"
Rief jetzt der Freund, „vertraut euch mir.

Ich will euch durch den engen Kreuzgang führen,
An dessen Ende werden wir
Zur linken Hand die kleine Thür
In jedem Falle offen finden.
Von hier aus können zwischen alten Stühlen hin
Wir uns zur Sarkristei durchwinden
Pfarrer und Küster sind wahrscheinlich drin
Von nächt'gem Weine oder frühem Schaffen
In irgend einem Winkel eingeschlafen."
Ich bin dabei, rief ich, mein Freund, es scheint
Der Fall mir wahr, der Vorschlag gut gemeint.
Es wäre spaßig, wenn wir Niemand fänden.
Indeß es muß ja doch bald Morgen sein! —
Wir traten in den engen Kreuzgang ein;
Die Linke tappte an den feuchten Wänden,
Die Rechte hielt der räthselhafte Freund,
Mit dem ich hier so sonderbar vereint.
Es war, als ob der Schall von meinen Schritten sich
Jetzt in der Ferne immer mehr verliere,

Und ungeduld'ger fühlt ich nach der Thüre. —
Doch jetzt verließ die Hand des Räthselhaften mich;
Ich stürzte mit dem Evangelium
In eine enge kalte Tiefe nieder,
Ich tappte rings im engen Kreis herum
Und fand des Unbekannten Hand nicht wieder;
Nur eine Stimme, ähnlich der zuvor,
Senkte noch diese Töne mir ins Ohr:
„Sag an, ist's möglich, daß durch solche schwarze Nacht,
In solche Tiefe noch ein Hoffnungssternchen lacht? —"
„Wenn mir, entgegnet' ich, auch ihre Sternchen nicht mehr blinken,
So wird, hast du ein gutes Herz, hast du ein gut Gewissen,
Und nicht durch Falschheit und Verrath des Freundes Herz zerrissen,
Dir wohl noch Hoffnung blühn; der Muth darf dann dir noch nicht sinken."

Es schauderte mich in der grauenvollen Tiefe;
Ich drängte enger mich und fest in eine feuchte Ecke.
O, daß ich lieber doch im Züricher Zuchthaus schliefe!
Ich wachte auf und wickelte mich fester in die Decke.

IV.

Der Geburtstag.

(5. Oct. 1843.)

Schon wieder floh ein Jahr an diesem Kerker hin,
Deß nahen Sturz ich mit Besorgniß schaue.
Bald wird das Letzte dran vorüber ziehn.
Der Zahn der Zeit nagt an dem zarten Baue.
Ich lebe noch! Wer hätte das gedacht,
Ich lebe noch! Was doch die Hoffnung macht!
Und noch soll nicht der Gliederbau zerbrechen,
Die Losung meiner Freiheit auszusprechen!

Verborgen, wie Planetenschatten ziehn,
So ziehet auch der Traum von unserm Leben
Mit unserm räthselhaften Sein dahin
Und Niemand kann des Räthsels Lösung geben. —
Auf welchem Sterne weilten wir vorher?
Umsonst, der Geist erinnert sich nicht mehr,
Kennt nicht das Lebensmeer, von dessen Wogen
Der Blick zuerst auf diese Welt geflogen. —

Ein ewig Würgen schlingt die Formen ein,
Die uns das Wesen unsers Seins verhüllen
Und ohne Unterbrechung sich erneun:
Das nennt man leben, Leidenschaften stillen. —
Einst war ich frei; — bin ich es jetzt nicht mehr,
Weil sich ein Kerker formte um mich her,
Den man mit einer Nadel kann zerstechen,
Den eines Pflänzchens Saame kann zerbrechen? —

Voran begier'ge Zeit; mich schreckt es nicht,
Wenn hinter mir in diesem kurzen Leben
Der Jugendfreuden letzte Brücke bricht;
Doch laß mich wenigstens erst Abschied nehmen
Von meiner Leidenschaften Phantasien,
Und dann ein Lichtstrahl durch die Schatten ziehn
Zu der Planetenschatten fernsten Räumen
Mit meinen Hoffnungen und meinen Träumen. —

Vor einem Jahr stand ich am See allein
Und schaute nach den finstern Bergen drüben.
Wo wirst du, dacht ich, übers Jahr wohl sein!?
Was wirst du hoffen und was wirst du lieben!?
Heut stell' ich mir dieselbe Frage auf,
Es paßt vielleicht dieselbe Antwort drauf.
Nur wenn dereinst mein letzter Kerker leer
Ist dies für mich auch keine Frage mehr.

V.

Der Weihnachtsbaum.

(Weihnacht 1843.)

Zur Weihnachtszeit läßt sich die Stimme hören:
„Der Weihnachtsmann! Der Weihnachtsmann!
Wer singen und wer beten kann,
Dem will ich heute ein Geschenk verehren;
Doch wer nicht singt und betet, auf mein Wort,
Wer keinen Spruch weiß richtig zu citiren,
Dem werde ich die Ruthe präsentiren,
Den steck ich in den Sack und schlepp' ihn fort.“ —

Ich hörte neulich diese Stimme wieder,
Doch leise, man vernahm sie kaum. —
(Es war in einem Weihnachtstraum.)
Im Gange draußen schlich es auf und nieder.
Es klopfte an die Thüre an. — Herein!
Rief ich, herein! und laßt mir hier das Pochen,
Sonst geht es euch wie mir seit ein'gen Wochen,
Man sperret euch ins' Dunkle ein. —

Da dehnen sich die Wände meiner Zelle,
Und vor mir in dem weiten Raum
Erglänzt ein schöner Weinachtsbaum
Voll Flittergold in bunter Kerzen Helle.
Verwundert schau' ich auf und seh' auf jedem Zweig
Hier einen Gott, dort eine Göttin stehen;
Jedweden Volkes Gott war da zu sehen,
Aus jedem Land und jedem Himmelreich.

Und oben in des Baumes höchsten Spitzen,
In einer lichten Glorie Schein,
Umringt von vielen Engelein,
Sah ich das holde Jesukindlein sitzen.
Den gold'nen Scepter in der rechten Hand,
Und eine gold'e Kugel in der linken,
Erhob es sich dem Zellenchor zu winken,
Der rund herum im Kreise stand.

„Welch einen Jammer," sprach es, „muß ich sehen!
Das also nennt man Christenthum!
Ist denn das Evangelium,
Das ich gelehrt, so gar schwer zu verstehen? —
Ei! ei! welch eine Ordnung auf der Welt!
Glaubt nur nicht, daß ich lasse für die Sünden
Ein zweites Mal mich kreuzigen und binden;
Viel lieber bann ich Eigenthum und Geld.

Doch komm' ich nicht, Vorwürfe euch zu machen.
Ich kann nur lieben und verzeihn.
Ich komme heut euch zu erfreun,
Will Jedem eine kleine Freude machen. —
Seht ihr die Loose in der Götter Schoos?
Das sind die Wünsche, die sich bald erfüllen.
So wähle Jeder nun nach Wunsch und Willen
Sich einen Gott und ziehe dann sein Loos.

Nun regten sich die leidenden Gestalten
Bei Hunderten im lichten Raum,
Und drängten hastig nach dem Baum,
Die Loose von den Göttern zu erhalten.
Bei Manchem ging es über Kopf und Bein,
Die Götter lachend sich die Seiten hielten,
So drollige Gesichter Manche spielten,
Denn Jeder wollte gern der Erste sein.

Doch Petrus, der Apostel einst gewesen,
Und spielend hier den Heil'gen blos,
Beim Hahne stehend auf dem Moos
Am Stamm des Baumes, sah das wilde Wesen.
Er trat hervor und sprach: Ich fürchte sehr
Die Herren möchten durch das starke Reißen
Am Ende uns mit sammt den Baum umschmeißen.
Drauf stellte sich die Ordnung wieder her.

Und Alles staunte an die Götterwonne.
Da sah man jung und morgenschön
Der Freude Gott auf Rosen stehn,
Den kleinen Bachus auf der großen Tonne. —
Die Hoffnung hielt den Anker in der Hand,
Die Wahrheit konnte man im Spiegel sehen,
Die Weisheit sah ich bei der Eule stehen,
Das Glück auf einer runden Kugel stand. —

Der Gott der Zeit schnitt doppelte Gesichter,
Die Freundschaft trug ein brennend Herz,
Gerechtigkeit eines von Erz,
Der Pegasus heut dieses Traumes Dichter.
Der Diebe Gott trug Federn hinterm Ohr,
Verschwendung prangte stolz in Gold und Seide,
Die Unschuld war so weiß wie Schnee und Kreide,
Das Laster aber schwarz als wie ein Mohr.

Der Glaube trug das Kreuz noch in den Händen,
Unsterblichkeit den Schmetterling,
Die Treue einen goldnen Ring;
Doch Aller Blicke sich zu Einer wenden,
Und wie mit einer Stimme rief der Chor:
„Du nur allein kannst uns're Leiden enden!
Zieh' Göttin mit den segensreichen Händen
Aus deinem Schooße unser Loos hervor!

Da hob die Göttin ihre phryg'sche Mütze,
Die unter Pluto's Füßen lag,
An einem Zipfel auf und sprach:
„Es haben Jupiter die Gottheit mit dem Blitze
Und Pluto, die der finstern Unterwelt,
Auf mein Symbol, auf diese rothe Mütze,
Euch zu bedeuten, daß sie sonst nichts nütze,
Mit Hohn und Übermuth den Fuß gestellt.“

„Auch euren Loosen ist es so gegangen;
Was davon nicht verweht, zerstreut
Und nicht der Unterwelt geweiht,
Ward von den andern Göttern aufgefangen.
Ich sah den Muth sich eifrig drum bemühn,
Geduld darnach der Erde Schooß durchwühlen,
Zufriedenheit damit im Grase spielen,
Die Schmeichelei sie aus dem Kothe ziehn.“

„Drum kann ich heute kein Geschenk euch bringen;
Durch Gnade und Gerechtigkeit
Könnt ihr vielleicht in nächster Zeit
Sonst durch den Tod nur zu mir dringen. —
Ich habe keine Macht in diesem Haus,
Bin nur Figur an diesem Weihnachtsbaume.
Behüt' euch Gott! Gedenket mein im Traume."
Sie sagte es und brach in Thränen aus. —

Wehmüthig hob zum Schooß der andern Götter,
Und zweifelhaft der Zellenchor
Nun den betrübten Blick empor,
Und mancher fluchte still ein Donnerwetter
Dem Höllengott und Donn'rer auf den Hals. —
„Die schönsten Loose hat man uns gestohlen"
Sprach jetzt ein Dieb, „hier ist nicht viel zu holen,
Und klein die Weinachtsfreude jedenfalls."

„Das Alles," fuhr er fort, „darf nicht geniren;
Das Glück birgt dort in seinem Schooß
Für mich vielleicht das große Loos;
Ich will's versuchen, will mein Glück probiren." —
Drauf' griff er in der Göttin Schooß hinein. —
Ich, um mich an dem neuen Spiel zu laben
Und eine sichre Freude heut zu haben,
Beschloß, beim Ziehen bis zuletzt zu sein.

Ich wollte nach der Loose Inhalt fragen,
Allein kaum faßte sie die Hand,
Als Loos und Zieher auch verschwand;
Drum konnte Niemand mir ihn heute sagen.
Bei Glück und Ehre ich viel Zieher sah',
Auch nach Gesundheit hört ich Viele fragen,
Doch Niemand wußte wo sie war zu sagen,
Statt ihrer war der Arzt des Hauses da.

Die Heiterkeit stand einsam und verlassen,
Den Glauben ließ man ungestört,
Zufriedenheit Niemand begehrt,
Und mit der Liebe hört ich Manche spaßen.
Doch endlich wurde es an Spielern leer,
Des Glückes Loose nach und nach verschwanden,
Auch bei der Ehre sich nur Wen'ge fanden,
Sogar die Unschuld hatte keine mehr. —

Von welcher Gottheit, dacht ich, wirst du ziehen?
Es ist hier mit der Freiheit aus,
Gesundheit ist auch nicht zu Haus,
Um Weisheit nutzt es nicht sich zu bemühen.
Da glänzten aus der Hoffnung weitem Schooß
Noch viele frische Loose grün und helle;
Ich nahm mir ein's und war in meiner Zelle
Mit meinem Traume und mit meinem Loos.

Ich las: „Du wirst so bald nicht untergehen,
Wirst mit Geduld, Verstand und Muth,
In deines Geistes Abendgluth
Noch Deiner Freiheit Morgenröthe sehen.“ —
So sei dies Loos denn nun mein größtes Glück,
Die Hoffnung meine schönste Weihnachtsgabe;
Wenn ich auch sonst nichts mehr zu hoffen habe,
Mir ist's genug in jedem Mißgeschick.

VI.

Das Gewissen.

(Ende Nov. 1843.)

Es rüstete die Wache sich,
Daß sie zum alten Kerker mich
Zurück nun wieder führe;
Da öffnet sich die Thüre:
Zwey scharfe Blicke treffen sich,
Doch einer senkt sich nieder,
Die Thüre schließt sich wieder.
Der, dachte ich mir, hat gelesen,
Was meiner Rede Schluß gewesen.

VII.

Der Verräther.

(Anfangs Dez. 1843.)

Abscheulich Ungeheuer! Wie viel Silberlinge
Hast du in diesem Handel dir gemacht?
Betrügerischer Krämer, friß nun, sauf und singe,
Solch' Höllenwerk hätt' Judas nicht vollbracht;
Er ward durch Neid und Rache angetrieben,
Du aber Scheusal nur durchs Geld;
Ihm ist die Reue noch geblieben,
Die Schande dir, sonst nichts auf dieser Welt. —

VIII.

Meinem Verhörrichter.

(Anfangs Dez. 1843)

Du hast, was „Bären fangen“ deutlich ist gewesen,
Mir dreist und keck „Lärm schlagen“ vorgelesen,
Und bist mit Wortvertauschen umgegangen,
Als wolltest du den Teufel selber fangen.
Hast wider meinen Willen noch zuletzt,
Das Wörtchen „Ja“ ins Protokoll gesetzt.
Du hast — genug, du wirst mich wohl verstehen,
Ließ ich es doch zum Theil recht gern geschehen. —

IX.

Meinem Ankläger.

(Anfangs Dez. 1843.)

Die Angriffspunkte hast du feig verdeckt,
Sie hinter „Religionsstörung“ versteckt!
Wie Jener hast „Lärm schlagen“ du gelesen,
Was „Bären fangen“ deutlich ist gewesen.
Noch Manches bleibt in diesem Spiel verborgen;
Beseitigt mich, dann seid ihr ohne Sorgen.

X.

Die Begegnung am 23sten und 27sten November 1843.

(Anfangs Dez. 1843.)

Ich denke noch, mein junger Freund, wie ich
Das erste Mal im Café dich gesehen.
Mit Wohlgefallen sah ich damals dich
Im lichten Sommerkleide vor mir stehen,
Und unsre Blicke trafen sich.
Mein schwarz Gewand schien Trauer dir zu deuten;
Dein lichtes deutete ich Freuden;
Es deutete auf einen guten Tag!
Dein schwarzes nun mir eine lange Nacht
Im Kerker traurig zugebracht.
Es hat dein Mund bewegt, gebrochen
Mein hartes Urtheil ausgesprochen,
Worin ein härteres noch lag.

Mehr noch als ich hast du den Schmerz empfunden;
Dein Zartgefühl goß Balsam in die Wunden,
Erwies dem Herzen Sympathie.
Die Scene, Freund, vergeß ich nie.

XI.

Wunden und Balsam.*)

(Ende Dez. 1843.)

Huh! huh! wie kalt und schaurig! — Um mich her
Wird's Nacht, und in mir Nacht, und in der Ferne
Kein tröstend Bild; von meinem Hoffnungssterne
Glänzt kaum ein letzter, schwacher Schimmer mehr.
Horch! horch! welch eine Stimme rief mir zu?:
„Mein Wilhelm komm nun, komm, im Grab ist Ruh!
Zu mir mein Sohn! Dein Herz ist schier gebrochen;
O zögre nicht, bis sie es ganz durchstochen! —

---

*) Gedichtet, als ich krank vor Hunger und Frost eine schwere Disciplinarstrafe seit mehreren Tagen erwartete. Eine Correspondenz an meine Freunde war damals aufgefangen worden. Mein Muth war sehr gesunken. Meine Hoffnung hatte wenig Nahrung mehr und meine Trauer war um so größer, als ich glaubte, ein »System der Prüfung der Wahrheit« gefunden zu haben, und fürchtete, es ginge mit mir für die Gesellschaft verloren Daher dies Selbstgefühl eigenen Werthes, welches sich in den letzten Strophen äußert, und welches der Leser zu würdigen und zu verzeihen wissen wird, indem es in der damaligen Lage den Zweck hatte, meinen Muth und meine Hoffnung zu beleben; ebenso das folgende. Der Verf.

Wer rief? Bist du es, liebe Mutter? — Weh!
Du hast zu viel vom bitt'ren Kelch getrunken,
Du bist für mich zu früh ins Grab gesunken,
Und rufst mich, ach, zu früh in deine Näh'! —
Ich täusche mich, der Geist spricht immer, „Nein!
Die Mutter kann noch nicht gestorben sein!"
Doch das Gefühl läßt sich den Schmerz nicht wehren,
Den bitt'ren Kelch bis auf den Grund zu leeren.

O bleicher Tod, brich mir nicht solche Bahn;
Der Weg zu dir ist nicht so schwer zu finden;
Auch soll mich an die Welt kein Leben binden,
Kein irdisch Glück, kein egoist'scher Wahn.
Schon öfters sah dich grauenvollen Mann
Der Jüngling fest und unerschrocken an;
Schon öfters nahmst den Anfang und das Ende
Von meinem Sein du in die kalten Hände.

Doch nicht zu Mittag sagt man gute Nacht.
Wohl ist mir schon die Welt sammt Allem eitel,
Doch brennt des Geistes Gluth erst jetzt den Scheitel.
O lösche sie mein Gott! dann ist's vollbracht.
Soll Schwächling ich als Held zu Grabe gehn,
Muß ich zu dir um diese Gnade flehn;
Doch soll ich deines Geistes Kräfte tragen,
So hilf, o Gott! mir leiden, dulden, wagen.

Ich sä'te geistig in der Zukunft Schooß,
Und sah zufrieden auf des Geistes Werke,
Ich flehte nicht um neue Geistes-Stärke,
Und ruhig blickt ich auf mein bittres Loos.
Da ließest du mein schwaches Selbstvertrauen
In meines Geistes lichtem Spiegel schauen;
Der Wahrheit Bilder neu sich mir enthüllten
Und meine Seele mit Bewundrung füllten.

Ruf mich noch nicht! o Mutter laß mich hier,
Dies Feuer darf im Kerker nicht verlodern,
Der Spiegel nicht an meiner Leiche modern,
Der heilge Geist der Wahrheit sagt es mir.
Wie? oder soll der Bau zu Grunde gehen?
Ich glaub' es nicht! ein Wunder kann geschehn.
Die Hoffnung soll und darf mir Niemand rauben;
Ich halt sie fest und — sterb in diesem Glauben.

XII.

Erhebung.

(Ende Dezember 1843.)

So hilf mir nun, o Gott, den Kampf bestehen!
Der Wahrheit Schätze soll ich dir bewahren,
Die läßt du nicht versinken in Gefahren,
In Kerkernacht und Tod nicht untergehen! —
Ringt in Gethsemane ein Herz sich wund,
So stärkt dein Engel es, macht es gesund,
Und will ans Kreuz man einen Märt'rer schlagen,
So kommt ein Simon, es zum Berg zu tragen.

XIII.

Die Versuchung.

(Jan. 1844.)

Wenn ich hier soll Direktor sein,
So gebet mir ein Herz von Stein
Und nehmt mir das Gewissen,
Das kann man hier wohl missen.
Doch wär ich durch und durch von Stein,
Möcht ich doch hier nicht Pfarrer sein.
Für solch ein Plätzchen würd ich danken. —
Warum nicht gar! auch für die sechzehnhundert Franken?
Achthundert noch darüber! —
Das ist was And'res; die sind nicht von Stein.
Von Silber möcht ich auch Direktor sein,
Das wäre dann mir lieber. Wirklich? Nein!

XIV.

Achtzehn Stunden im Dunkeln.

(Anfangs Dez. 1843.)

Ein wohlbekanntes Sprichwort sagt:
Im Dunkeln
Ist gut munkeln.
Das ist erlogen. Gott sey's geklagt!
Ich hab's empfunden,
War drinnen achtzehn Stunden.

XV.

Das Scheusal.

(Febr. 1844.)

Hier hinter dieser Mauer
Liegt ohne Rast und Ruh
Ein Scheusal auf der Lauer
Und horcht mir immer zu.

Da lauscht es meine Lieder,
Und schreibt sie in ein Buch,
Und kommt und lauschet wieder
Auf jeden Athemzug.

Da lauscht es aller Töne,
Es lauscht auf jedes Wort,
Auf Seufzer und Gestöhne,
Und lauscht in Einem fort.

Da liegt es auf der Lauer,
Und lügt und heuchelt noch
Mir Freundschaft durch die Mauer,
Durchs offne Röhrenloch.

Da legt es seine Schlinge,
Wie es nur immer kann,
Damit es bald mich finge,
In Wort' und Rede an.

Da schimpft es auf die Fürsten,
Da seh ich's, daß mir bangt,
Auf eine Antwort dürsten,
So wie es sie verlangt.

Und besser, immer besser,
Legt es die Schlingen ein.
Es schiebt ein großes Messer
Mir zu dem Loch herein.

Ich lege mich zur Ruhe,
Es horcht mir immer zu;
Es hat, was ich auch thue,
Das Scheusal keine Ruh.

Nur zu! gehorcht, gelauert;
Nur pfiffig und gescheidt.
Vergeht, so lang es dauert,
Dabei doch schnell die Zeit.

XVI.

Die Vöglein.

(Febr. 1844.)

Ihr Vöglein auf den Latten,
Sucht immer alle neun
Mit Brüdern, Schwestern, Gatten,
Den warmen Sonnenschein. —

Ihr Vöglein auf den Latten,
Ihr habt ja Flur und Hain;
Was macht ihr mir hier Schatten,
Raubt mir den Sonnenschein? —

Ihr Vöglein auf den Latten,
Im warmen Sonnenschein,
Fliegt auf die grünen Matten,
Und laßt mich hier allein.

XVII.

Die Sonne.

(Febr. 1844.)

Wenn vom blauen Firmament
Unsre liebe Sonne draußen
Senkrecht auf die Scheitel brennt,
Dringt sie erst in diese Klausen.

Dann werf ich den Blick gespannt
Auf des Fenstergitters Schatten,
Hingeworfen auf die Wand,
Würflicht von den schrägen Latten.

Wie der Sonne Strahl sich bricht!
Durch die schmalen Lattenspalten
Regelt sich ein farbig Licht
In verschiedenen Gestalten.

Oftmal, wahrhaft wunderlich,
Je nach dem die Wolken zogen,
Zeigten viele Farben sich,
Formend einen Regenbogen.

Aber still! — es fällt mir ein:
Wenn das die Tyrannen schauen,
Möchten sie zu größ're Pein
And're Fenster lassen bauen. —

XVIII.

Der Mond.

Komm du liebes Mondenlicht,
Komm mit deinem Silberschein,
Komm herein!
Sollst mir recht willkommen sein;
Schienst mir schon so lange nicht
Auf das bleiche Angesicht.

Lange tappt' ich her und hin,
Hoffend, daß ich in der Näh'
Heut dich säh'.
Und nun, eh' ich's mir verseh',
Scheinst du auf mein Bette hin,
Siehst, daß ich noch munter bin.

Bargen finst're Wolken dich? —
Meine Suppe aß ich seit
Ein'ger Zeit
Hier in nächt'ger Dunkelheit,
Wartete damit auf dich
Manches Mal und täuschte mich.

Lieber! zwar kann ich dich nicht
In des blauen Himmels Höhn
Voll und schön,
Hier durch diese Latten sehn;
Aber bald, ich zweifle nicht,
Seh ich frei dein volles Licht.

XIX.

Das verplauschte Böcklein.

(Ende Dez. 1844.)

Ein Böcklein schwatzte seinen Stallgenossen
Von schlechter Zeit und theurem Korne vor.
Das Horn- und Klauenvieh spitzt' hoch das Ohr.
„Es hat mich", sagte jenes, „stets verdrossen,
Wenn ich gesehen, wie ihr euch müßt plagen,
Den Acker pflügen, Lasten ziehn und tragen,
Und was, ihr Ochsen, ist dann euer Lohn?
Ihr Esel, sprecht, was habet ihr davon?

Heu giebt man euch und Häcksel nur zu fressen,
Und alle Tage knapper zugemessen,
Indeß des Herren Reitpferd nebenan
Am Korne übersatt sich fressen kann,
Und manche junge, fette Kuh
Bei fettem Klee genießt der Ruh.
Von Hunden und von Katzen will ich weiter gar nichts sagen,
Die wissen kaum vor Stolz wie sie die Schwänze sollen tragen.
Das finde ich nicht recht! — Das sollte nicht so sein;
Und ist auch nicht von Anfang so gewesen,
Das kann man ja im Buche Moses lesen.
Da fällt mir eben jetzt die schöne Stelle ein:
„Du sollst dem Ochsen der da drischt das Maul nicht verbinden.“
Im neuen Testamente könnt ihr Ähnliches finden.
Drum sollte allem Hornvieh und Eseln man sagen:
Ihr seid nicht auf der Welt, euch für Andre zu plagen.“

Die Katze, die den Weibern Alles plauscht,
War an der Thür, und hatte dort gelauscht.
Sie läuft darauf geschwind zurück ins Haus
Und kramt der Frau des Böcklein's Rede aus;
Die sagt's dem Herrn, und dieser, zornentbrannt,
Kommt mit der Peitsche in den Stall gerannt,
Beginnt die Ochsen drin zurecht zu setzen,
Und's Böcklein mit den Hunden fortzuhetzen.
Drauf spricht er zu dem Meisterknecht:
„Sperr mir den Bock bis nächstes Frühjahr ein,
Doch laß ihn während dieser Zeit allein.
Er hat's verdient, es g'schieht ihm recht!
Laß ihn mir auf die Wiese nie,
Und nie zu einem andern Vieh!" —
Der Meisterknecht, ein harter Mann, o weh!
Der hatte seine Freude dran. Juchheh!
Er ließ das Böcklein scheeren; heh! heh!
Es durfte sich nicht wehren. O geh!
Er sperrt es in ein finster Loch. Buh! buh!

Das arme Böcklein spürt es noch. Huh! huh!
Er schnitt ihm ab die frische Luft; O weh! o weh!
Es athmete nur Kerkerduft. Herr Jemine! —
Es fehlt ihm endlich Licht und Luft und Wärme,
Vor Hunger kollern Magen ihm und Därme.
Der Wintertage lange Schatten fliehn
An seinem Schatten langsam hin
Und krank sieht er sie ziehn,
An Ochs und Esel öfters denkend,
Sich über ihre Dummheit kränkend. —
Ob ich wohl auch solch Böcklein bin? —

Fortsetzung.

Ein Traumgedicht.

(Mel. Wär nur der Kreuzweg nicht gekommen!)

Das Frühjahr ist gekommen.
Bald wankst du nun zum Loch hinaus.
O Böcklein! Böcklein, wie siehst du aus!
Wie langsam schleichst du her;
Man kennt dich ja kaum mehr.
Komm zieh mit uns zu Frühlingslust und Freude,
Und stärke dich an frischer Luft und Weide. —
Das Böcklein senkte stumm den Blick,
An Ochs und Esel denkt's zurück,

Denkt an genoss'ne Freuden,
Und an die künft'gen Leiden.
Der harten Herr'n Charakter war ihm nur zu gut bekannt,
Es wußte, frei und ledig kam es nicht aus ihrer Hand. —
Von seinem Schicksal lief indeß die Kunde
Durch alle Dörfer in der weiten Runde.
Die Herr'n, um wen'ger sich der Tyrannei zu schämen,
Und um die Sympathie der Heerden ihm zu nehmen,
Manch' lügenhaft Gerücht in Zug und Schwung nun brachten,
Und aus dem Böcklein gar ein wildes Unthier machten,
Das auszuliefern in der Wölfe Magen
Man ferner kein Bedenken dürfe tragen. —
Nun manches Rindvieh's Herz der Schmerz durchwühlte,
Und mancher Ochs beim Heu um Rache brüllte;
Manch' Esel kratzte jetzt sich hintern Ohren,
Und mancher Hase sprach: Es ist verloren.

Drei Knechte packen das Böcklein auf,
Und legen es auf den Wagen;
Der Wolffsschlucht zu im schnellsten Lauf
Sie mit dem Thier nun jagen.
Die Wölfe nahmen das Böcklein beim Horn,
Berochen es hinten, berochen es vorn.
(Es wundert mich über die Maßen,
Daß sie's nicht den Augenblick fraßen).
Und Einer von ihnen also begann:
„Du willst dich noch lange verstellen, du Wicht!
Willst thun, als seist du das Ungethüm nicht;
Damit kommst du bei uns nicht an.
Wir werden, um die reine Wahrheit aufzudecken,
Dir die geborgte Haut bis auf das Fleisch durchlecken."
Darauf mit ihren scharfen Zungen
Das grauenvolle Spiel begann,
Und Niemand nahm des Thiers sich an.
Die Red' im Stalle war verklungen,
Das Zugvieh kaute nach wie vor am Heu;

Im Stalle ward die alte Litanei,
Im Hof das alte Lied gesungen.

Vom Böcklein man nichts mehr vernahm. —
Da fiel nach manchem Jahr und Tag — o Wunder!
Ein lichter Funken in den alten Zunder:
Ein Löwe zu der Wolfsschlucht kam.
„Was!“ hob er mit den Wölfen an, „was treibt ihr da für Sachen?
Wollt ihr durch solch' Verfahren mir die Heerden schüchtern machen?
Laßt mir das Böcklein frei!“
Das Böcklein hob sich auf und that noch ein'ge Schritte
In freier Luft, dann stürzt es in der Heerde Mitte.
Es war mit ihm vorbei! —
Der Löwe macht ein ernst Gesicht,
Die Heerde stand betroffen da;
Den Wölfen war das Weinen nah,
Den Herr'n von Zürich nicht.

XX.

Verzage nicht!

(30. Dez. 1843.)

Des trüben, grau bedeckten Tages Licht
Ist nun entschwunden, dunkel wird die Zelle.
So schwindet Tag auf Tag, wie Well' auf Welle
Im Meer der Zeit, und endlos brandend bricht
Hier ein Geschlecht dem anderen die Bahn.
Schon treibt der Wogenschlag uns stark voran;
Das letzte Ufer deutlich vor uns liegt;
Von hier aus sieht sich's minder furchtbar an.
Ein Luftzug, und die Brandung ist gethan.
Drum Herz, mein klopfend Herz, verzage nicht! —

Ein Traum, ein Wahn ist dieses kurze Sein,
Ein Wogenspiel oft was wir denken, schaffen;
Ein Wellenschaum, den wir zusammenraffen,
Hüllt unsers Lebens ganzes Wirken ein.
Jetzt fluthen wir noch stolz und kühn daher,
Im Augenblick darauf sind wir nicht mehr. —
Horch! heulend dort sich Wog' auf Woge bricht,
Wo meines Glaubens dunkler Leuchtthurm steht,
Und meiner Hoffnung letztes Banner weht.
Hier Muth gefaßt mein Herz, verzage nicht! —

Wildschäumend brausen nach vollbrachtem Lauf,
Mit sichtbarlichem bangen Widerstreben,
Die vielen jungen hoffnungsvollen Leben
Zum letzten steilen Ufer brandend auf.
Doch Zeit und Leben schickten nach wie vor
Den Wogenschall der Brandung uns ins Ohr.

Die Welle, die der Sturm am Ufer bricht,
Schwillt schäumend eine andre Welle an,
Und jede endet brandend ihre Bahn.
Drum tröste dich mein Herz, verzage nicht! —

Verzage nicht! Mußt du dem Ufer nahn,
Und was du hast mit in die Brandung führen:
Mehr als das Leben kannst du nicht verlieren,
Und alles Leben ist ein kurzer Wahn. —
Du wogst ja auf mit schaumbekränzter Fluth,
Gefärbt in deines Geistes Morgengluth,
Gemildert durch der Wahrheit reines Licht,
Im tiefbewegten Hafen läufst du ein,
Kann deine Brandung wohl noch schöner sein?
Drum aufgepocht mein Herz, verzage nicht! —

Verzage nicht! Liegt auch das Jenseits noch
Geheimnißvoll und dunkel dir verhüllet,
Wenn nur dein Schicksal dich mit Trost erfüllet;
Was brauchst du mehr mein Herz, dies bleibt dir doch.

Das Leben ist ein Traum in ewger Nacht,
Ein Schattenspiel, im ewgen Licht gemacht.
Aus Nacht hervor der junge Morgen bricht,
Aus Dunkelheit das lichte Morgenroth.
Gewöhne dich an Kerkernacht und Tod,
Dann Herz, mein Herz, verzagst du brechend nicht.

XXI.

Hoffnung.

(Ende Dez. 1843.)

Draußen in der freien Luft,
In dem Frucht- und Kräuterduft,
Draußen in dem weiten Feld,
Im Gewühl der regen Welt,
Draußen in dem lichten Raum,
Pflanzt ich einen schönen Baum.

Hoffnung hieß der schöne Baum,
Freiheit hieß der lichte Raum;
Schweizerland die rege Welt,
Freies Wort das weite Feld;
Freundschaft hieß der Kräuterduft,
Froher Muth die frische Luft.

Krankheit barg den frohen Muth,
Kerkernacht der Freundschaft Gluth;
Freies Wort — im Schweizerland
Ward's verfolget und verkannt;
Meine Freiheit sah ich fliehn,
Nur die Hoffnung blieb mir grün.

Hoffnung! o wie blüthenreich
Hing dir draußen jeder Zweig;
Blüth' an Blüthe, Blatt an Blatt
Strotzest du, doch plötzlich hat
Wilder Sturm zur Frühlingszeit
Mir damit den Weg bestreut.

Traurig schritt ich drüber hin
Bis zum Kerker, wo ich bin;
Doch es hat mich seit der Zeit
Diese Reise nicht gereut;
Mit zufried'nem, ruh'gem Blick
Denk ich jetzt daran zurück. —

Hoffnung! schöner Lebensbaum!
Brauchst so wenig Licht und Raum;
Deine Wurzel, zart und fein,
Senkt sich tief in's Herz hinein,
Wo kein Himmel sie begießt,
Keine Thräne auf sie fließt.

Deine Blüthen welken hin,
Aber And're seh ich blühn,
Die kein wilder Sturm erreicht,
Und kein gift'ger Wurm beschleicht,
Volle Knospen, frisch und grün,
Die im Leben nie verblühn.

XXII.

Die beiden Pfade.

(Ende Nov. 1843.)

„Zwei Pfade“, sprach mein Schutzgeist, „stehn dir offen;
Willst du nach England oder Deutschland ziehn?
Sonst bleibt für jetzt dir schwerlich mehr zu hoffen.
Die Wahl ist frei, sag an, wo willst du hin? —“

„Laß Lieber“, sprach ich, „mich vorher doch wissen,
Was England und was Deutschland mir verspricht;
Wohl kann ich eines wie das andre missen,
Die Freiheit aber in der Freiheit nicht.“

„Das“, sprach er, „kann ich so genau nicht sagen.
Du magst nun hierhin oder dorthin ziehn,
Dein Kreuz wirst du doch müssen mit dir tragen,
Glaub' sicherlich, dem wirst du nicht entfliehn.

„In Deutschland wirst du leiden von den Feinden,
Und vielleicht bald, recht bald zu Grunde gehn,
In England dich vielleicht von deinen Freunden
Verkannt, verlassen und verläumdet sehn.“

„In Deutschland rechne auf des Königs Gnade,
In England auf ein ganz besondres Glück.
Nun geh! doch merke: keiner dieser Pfade
Führt leicht dich auf den anderen zurück.“ —

Verzweifelnd blickt ich vorwärts, denn es graute
Mir vor der Wahl; — ich rief: so muß ich sehn,
Daß das, woran ich meine Hoffnung baute,
Auf beiden Pfaden kann verloren gehn! —

Kann selt'nes Glück und eines Königs Gnade
Mich nur allein befrein von fern'rer Qual,
Bleibt mir verhüllt das Ende beider Pfade,
Dann, guter Geist, verzicht' ich auf die Wahl! —

Ach, Glück und Gnade sind kein süßes Hoffen,
Und Freundesbrod wird oft ein bitt'res Gift;
Drum laß mir wenigstens die Wahl nicht offen,
Damit mich nicht zuletzt noch Reue trifft. —

Der Geist entschwand mitsammt den beiden Pfaden;
Es war nun mit der harten Wahl vorbei. —
Was nun geschieht, läßt sich jetzt schwer errathen;
Vielleicht errath' ich es im künft'gen Mai.

XXIII.

Die Nacht.

(Im Januar 1844.)

Entschwunden ist die matte Tageshelle;
Mit starken Schritten naht die stille Nacht
Dem traurenden Gefangnen in der Zelle,
Der seinen Schmerz den stummen Wänden klagt. —
Indem ich täglich neue Träume mache,
Ist mir's, als ob ich einen Traum durchwache. —
Wie sonderbar! ein Traum geträumt im Traum,
Und selber Traum dies kurze Träumerleben,
Zu dem wir immer neue Träume weben,
Und Welten bannen in des Kerkers Raum. —

So schweigend, denkend, wird in stiller Zelle
Von Manchem hier der Abend zugebracht:
Denn lichter sprudelt die Gedankenquelle
In stiller Einsamkeit und finst'rer Nacht.
Mein Hoffnungsgrün soll dieser Quell erfrischen,
Das Wissen drin sich neue Perlen fischen.
Gedanken nähren Geist und Hoffnung noch. —
Das freie Wort kann ein Tyrann wohl hemmen,
Doch den Gedanken kann er uns nicht nehmen,
Was unser Geist durchdacht, das bleibt uns doch.

Da draußen füllt bei großen Festgelagen
Sich mancher Schlemmer noch den weiten Bauch;
Viel Andre nimmt der Hunger bei dem Kragen,
Wie hier im Haus die armen Schlucker auch,
Aus welchen Frost und Elend Thränen pressen,
Gesundheit, Muth und Lebenskraft, indessen

Ein Anderer sich fette Renten macht.
Das nennt man Freiheit! dieses Sclavenjoch!
Und „sie soll leben!“ schrein die Pinsel noch. —
Ist's möglich! Gott, welch' finst're Geistesnacht! —

Es schlägt jetzt acht. Der Spulen und der Räder
Geschnurre schweigt. Das Tag'werk ist vollbracht.
Nun kriechen Ein'ge auf die weiche Feder;
Dort auf ein Bett von Weidenholz*) gemacht,
Im Dunkeln drin der arme Doppelsünder**),
Ich aber, wie die andern Zellenkinder,
Der grau und gelb gekleidte Sünderrest,
Der mit ins Haus kein Federbett genommen,***)
Auch keine Extra-Strafe heut bekommen,
Nun auf's gewohnte Ährenhülsennest.****)

*) Eine Bettlade, in welche Abends eine mit Weiden ausgepolsterte Matratze gelegt wird.
**) Ein Sträfling, welcher gegen die in der Anstalt eingeführte Ordnung gefehlt hat.
***) Was Einigen erlaubt wird.
****) Die Kopfkissen und Matratzen der Sträflinge sind mit Ährenhülsen gefüllt, worauf sich's sehr gut schläft.

Die Schlüssel rasseln noch an ein'gen Thüren; —
So — nun wird's stille. — Das bedeutet Nacht.
Des Wärters Schritte sich im Gang verlieren,
Der Wächter schleichend seine Runde macht. —
Nun nichts mehr als Gestöhne in den Zellen,
Und in den weiten Höfen Hundebellen. —
So ruhe sanft, du armer Sünderchor,
Und überfliege die bestandnen Leiden,
Die Kette deiner Hoffnungen und Freuden,
Wach oder träumend, wie die Nacht zuvor.

Elf Uhr! — Der erste Schlaf ist schon vorüber.
Das ist zu früh. — Mein Nachbar hustet noch.
Heut schrie er durch die Mauer mir herüber:
„Wenn du mich husten hörst, so huste doch
Mir allemal des Nachts als Antwort wieder;
Das schlägt die Langeweile etwas nieder,

Von der wir hier bei Tag und Nacht geplagt."
Den gleichen Zustand hab' ich einst empfunden.
Die Zeit ist golden, bleiern hier die Stunden:
Drum huste ich, so wie er mir gesagt.

Nun hör ich wieder jede Stunde schlagen,
Und doch wird mir dabei die Zeit nicht lang.
Von langer Weile weiß ich nichts zu sagen:
Das macht mein Loos erträglich. Gott sei Dank!
Besonders schnell entfliehn die nächt'gen Stunden.
Schon drei Uhr! Wie die Zeit so schnell entschwunden!
Und doch genoß ich wenig Schlaf und Ruh.
Ich habe, glaub' ich, träumend wach gelegen,
Der Ruhe konnt' ich nicht nach Wunsche pflegen,
Mein Nachbar hustete mir immer zu.

Horch! Was war das? Es krachte! — Da, schon
wieder!
Das sind die dicken Balken an der Thür.
Der Zahn der Zeit nagt dieses Bollwerk nieder;
Bald wird es fallen, aber früher wir. —
Vereinigt hat der Mensch den Bau errichtet,
Vereinzelt aber wird er drin vernichtet.
Vereinigt kann er draußen wiederstehn,
Wenn Neider und Tyrannen sich vermessen,
Aus ihn der Thränen bitterste zu pressen;
Vereinzelt muß er hier zu Grunde gehn.

Wie licht es hier an meinem Bette schimmert,
So nahe, daß ich's reiche mit der Hand.
Die Venus ist's, die durch das Gitter flimmert,
Beleuchtend meine dunkle Kerkerwand.

Einst durfte sie, ein Frauenbild, mir winken,
Und liebend ich an ihren Busen sinken;
Jetzt lacht sie mir ein heit're Sternenbild,
Ein Ruhepunkt in höhern Regionen,
Ein Weltenball, wo and're Träumer wohnen,
Die auch vielleicht wie mich ein Schmerz durchwühlt.

Die Uhr schlägt fünf! Gleich wird der Wächter läuten.
Die Nacht ist aus, ein neuer Morgen graut. —
O holde Freiheit! schönste von den Bräuten,
Die träumend meines Geistes Auge schaut,
Wann wirst du unser Hochzeitsbett bereiten,
Wann mich heraus aus diesen Kerker leiten? —
Was mich erfreute, gab ich für dich hin;
Ich lebte ja nur, um für dich zu werben;
Ich muß dich haben, oder für dich sterben,
So wahr ich hier für dich im Kerker bin.

Die schwarze Nacht hebt ihren Fittig wieder;
Der Himmel leuchtet wieder uns ins Grab.
Ach, manche Wimper zog der Tod hier nieder,
Und manchen Faden schnitt die Parze ab.
Habt ihr mir Freiheit oder Tod zu geben?
Ich will es sehen, will den Zweifel heben.
Ich will durch Kerkernacht, durch Dunkelheit und Tod,
Durch alle finst're Schattenbilder dringen,
Ein kühner Bräutigam, die stolze Braut erringen.
Hurrah! du meiner Freiheit Morgenroth!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitling, Wilhelm,

Kerkerpoesien

Hamburg 1844

P.o.germ. 1569 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122973-0